



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Ausflug auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Ausflug auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein.

Kiel, den 18. Febr. Nach langer Unterbrechung komme ich endlich dazu, meine Aufzeichnungen über unsere Erlebnisse und Beobachtungen im Norden fortzusetzen. Das nächste interessante Bild nach dem Dannewerk war das Schlachtfeld von Deverssee, welches wir am Mittag des 8. März, also circa vier- undvierzig Stunden nach dem Kampfe, der dort stattgefunden, auf der Fahrt von Schleswig nach Flensburg besuchten.

Wir fuhren gegen elf Uhr früh vom Vollsufß ab, kamen zunächst an den sieben kolossalen Bretterbaracken vorbei, welche die Dänen dem Thiergarten gegenüber zu dem Zweck errichtet, um für die Pferde ihrer Cavallerie ein Obdach zu haben, und erreichten dann die hohe Geest, auf der sich die Chaussee zwischen dem Haideland und dem mit Knicks durchzogenen, mit einzelnen Gehölzen bedeckten östlichsten Drittel der Halbinsel hinwindet.

Die ganze Gegend war tief beschneit, die Gräben und Bodensenkungen zum Theil zugeweht, überall Spuren des Kriegs: auf der Straße weggeworfene Tornister und Patronentaschen, weiterhin eine in den Graben gefahrene große eiserne Kanone, dann mehre stehen gebliebene Proklasten. Chausseegeld zu entrichten schien außer Gebrauch gekommen, die Einnehmer, Pächter der Regierung, wagten meist nicht einmal es einzufordern und standen betrübt über den Umschwung der Dinge an den Fenstern, sehnstüchtig die gute Seele erwartend, die freiwillig in die Tasche greifen sollte.

Jenseits Idstedt, dessen Häuser in der Ferne zur Rechten über der Schneedecke sichtbar wurden, wieder eine verlassene Kanone und noch einige Proklasten. In Schmedeby Massen von österreichischen Soldaten und Militärsuhrwerken. Ein Stück weiter der Cadaver eines Pferdes, dann ein zweites, dem man schon die Haut abgezogen, und das so wie ein ungeheurer Braten blutigroth aus dem Schnee hervorsah. Bei Frörup, wenn ich nicht irre, der erste Todte, ein Liechtenstein-Husar, der im Chausseegraben langgestreckt auf dem Rücken lag. Eine Kanonenkugel war ihm durch den Unterleib gegangen, das Gesicht halb zugeschnitten, die Füße der Stiefeln beraubt. Weiterhin auf der Haide Leute über einem dritten Pferde, beschäftigt, sich der Haut zu bemächtigen. Auf der Straße gefrorne Blutlachen, zur Rechten Todtengräber mit Hacken und Schaufeln und große schwarze Stellen im Schneegebilde, welche frische Soldatengräber andeuteten. Dann etwas nördlich von Deverssee das Desilee, wo am härtesten gekämpft worden.

Die Chaussee steigt hier eine Hügelwelle hinauf, die zur Rechten nur mit Haidekraut bewachsen ist, während links über einem Teich mit sumpfigen Ufern ein ziemlich großes Buchengehölz die Höhe bewaldet. Das Terrain vor dem

Leiche und die Haide zur Rechten war mit Massen von Todten, Oestreichern und Dänen bedeckt. Hunderte von Kämpis und Tornistern, Musketen, Seitengewehre, Feldkessel, Brotbeutel, verbogene Bajonnete u. d. m. lagen hier verstreut. An einer Stelle zählte ich sieben, an einer andern elf Todte, an einer dritten, bei dem Wirthshause von Büllschau zwölf. Viele andere Leichname waren zerstreut auf den Feldern sichtbar. Das Ganze erinnerte lebhaft an die Bilder, welche Scenen aus den Schlachten des Feldzugs der Franzosen nach Rußland darstellen.

Wir sahen noch über sechzig Gefallene. Die einen lagen auf dem Gesicht, andere auf dem Rücken, viele gräßlich zerfleischt und zerrissen, manche ohne erkennbare Wunden, aber starrend von gefrorenem Blut. Die dänische Infanterie mußte vortrefflich geschossen haben, die Mehrzahl der Oestreicher — es waren fast durchgehends Leute vom 9. Jägerbataillon und vom Regiment König der Belgier — war in den Kopf getroffen. Nur selten zeigten die Züge der Todten den Ausdruck des Schmerzes, und die Kälte hatte den meisten eine gewisse Röthe der Wangen gelassen, die um so mehr hervortrat, als alle mehr oder minder verschneit waren. Die Hände waren schwarz von Pulver, die Füße nackt — die Plünderer des Schlachtfelds hatten nächst der AuSräumung der Tornister zuerst die Nothwendigkeit, sich mit Schuhwerk zu versehen, ins Auge gefaßt. Röcke, Mäntel und Beinkleider waren fast allen Gefallnen geblieben. Nur ein Offizier von Belgien, Infanterielieutenant v. Haidegg nannte ihn der mit Leitung der Beerdigung beauftragte Hauptmann — war bis auf Hemd und Hosen entkleidet. Ein zartgebauter junger Mann von höchstens zwanzig Jahren, lag er, umgeben von todten Gemeinen seines Regiments und mehren dänischen Blauröcken, auf dem blutgetränkten Schnee. Eine Kugel hatte ihn mitten in die Herzgrube getroffen. Die Brust trat, wie von einem letzten tiefen Seufzer gehoben, mit den Rippen hoch über den eingezogenen Unterleib hervor. Die Augenböhlen waren ihm zugeschnit, der rechte Arm, wie bei allen, die nach rückwärts zusammengebrochen, über den Kopf ausgestreckt, die Faust krampfhaft geballt. Neben ihm lag steif wie auf der Parade, die Hände an die Schenkel gelegt, ein riesenhaft gebauter Oestreicher, dem eine Spitzkugel die Schläfe durchbohrt.

„War ein guter Kamerad!“ sagte der Hauptmann über den todten Lieutenant gebeugt. Dann fragte er: „Hat einer von den Herren ein Messer bei sich?“ Ich gab ihm das meine, und er schnitt sich von den langen blonden Haaren des Todten eine Locke, worauf er seinen Jägern befahl, der Leiche den Schnee aus den Augen zu wischen. Ein roher Bursch nahm dazu die Bajonnettscheide. „Na doch nicht damit,“ sagte der Offizier, und jetzt erst that es jener mit der Hand.

Auch sonst zeigten sich die Herren Oestreicher als nicht besonders zart-
Grenzboten I. 1864.

befaitete Seelen in Betreff der Todten, und selbst die eignen Kameraden waren ihnen mit ihrem kleinen Besiz gute Beute. An einer Stelle war ein Däne auf die Knie und das Gesicht gefallen, so daß ein gewisser Theil seines Hinterkörpers stark hervorstand. Einer der Jäger stieß ihn mit den Worten: „Ein feister Bursch gewesen“ mit dem Fuß gegen diesen Theil, und der Kamerad zu dem er dies äußerte, schien die Bemerkung nur belachenswerth, nicht, wie wir Andern, viehisch zu finden. Ein Anderer bemühte sich, einem der Todten die buntgestrickten Pulswärmer über die kalten geschwollenen Hände zu ziehen, und da dies nicht gleich gelingen wollte, stemmte er den Fuß gegen die Seite desselben. Wieder eine Anderer nahm die Feldflasche eines der Gefallenen, setzte sie an den Mund, zog und schlürfte und klopfte, als sie sich leer erwies, wiederholt daran, um die letzten Tropfen herauszuzwingen.

An einer Stelle sah ich einen östreichischen Soldaten mit einem Civilisten in Unterhandlung über einen Säbel, den er auf dem Schlachtfelde aufgefunden. In der einen Hand trug jener ein ganzes Taschentuch voll andere Beute. Wieder anderswo kauerte ein emsiger Beutemacher neben einem Todten, um ihm die Hosentasche zu leeren — es nahm sich aus, wie wenn die Raben über das Leichensfeld gerathen wären. Andere, wirkliche Raben, wie ein phantastischer Maler dieselben in der „Coburger Zeitung“ gesehen haben will, waren so wenig zu erblicken, wie die ausgehackten Augen, mit denen dieser schwer zu befriedigende Herr die Wahlstatt zu verbessern bestrebt war. Eine Wahlstatt ist, meine ich, von Natur schon vollkommen grauenhaft genug, so daß man sie in der Beschreibung nicht zu vergräßlichen braucht, um Wirkung bei dem verehrungswürdigen Publicum zu erzielen. Für einen gewissen Geschmack freilich können die Farben nicht hoch genug aufgetragen werden.

Während wir bei der einen Leichengruppe standen, näherte sich uns ein ältlicher respectabler Herr in einem blauen Rock, der aus der Gegend zu sein schien und dem ich seiner würdigen Haltung nach für den Dorfschulzen von Deversee hielt. Er mischte sich in das Gespräch, erzählte Verschiedenes von dem Gefecht und fragte dann, wie zufällig, ob man wohl die Leute hindern dürfte, den gefallnen Pferden die Häute zu nehmen. Ich entschuldigte meine Unwissenheit in diesem Capitel mit meiner Eigenschaft als Civilperson und Fremder. „Ich möchte das aber doch gern erfahren,“ entgegnete er, „ich bin nämlich der königlich concessionierte Abdecker.“ Auch einer der Raben des Schlachtfeldes, wenn auch ein weniger unangenehmer, als die Panduren und Kroaten in Montur, welche die Todten mit Füßen traten und ihre eignen Beute plünderten.

Neben einem der todten Dänen — er lag auf dem Gesicht, und eine Stückfugel hatte ihm das ganze Gesicht weggerissen — fanden wir einen leeren Tornister und neben diesem wieder einen Brief in dänischer Sprache, der jedenfalls dem Besizer des Tornisters angehört und den der Plünderer als werthlos

weggeworfen hatte. Er war von Frauenhand und mit deutschen Buchstaben geschrieben, von Kopenhagen datirt und erst einige Tage alt. Die Gesellschaft in unserm Wagen erwartete zarte Geheimnisse, und mehr als einer mochte sich schon das Bild einer trauernden Braut zurechtzumachen im Begriff sein. Arge Enttäuschung! Der Inhalt des Schreibens war so wenig poetisch wie die Verwundung, welche den Todten niedergestreckt. Nicht eine Geliebte, sondern jedenfalls eine Schwester und zwar eine sehr achtungswerthe, aber ungemein prosaische Schwester, war die Verfasserin. Nichts von liebevollen Befürchtungen für das Leben des in den Krieg Gezognen, nichts von Hoffnungen, daß man ihn gesund wiederzusehen gedenke, frommen Wünschen u. d. m. Auch nichts von Liebe zum Vaterlande, für das der Bruder die Waffen trug, überhaupt nichts von hohen Dingen. Nur rein Wirthschaftliches und Kaufmännisches und daneben Vermahnungen, sich ordentlich zu betragen und sich nicht verführen zu lassen. Zweimal, zu Anfang und zu Ende, wenn ich mich recht erinnere, war von dem Preise der Butter in Kopenhagen die Rede, und dazwischen hieß es ungefähr: „Vater sagt, daß zu Christian Christiansen nichts ist, vor dem möchtest Du Dich daher, als vor einem liederlichen Burschen, in Acht nehmen. Und von Jens Sörensen wird auch nichts Gutes gesprochen, er soll ebenfalls nicht viel taugen. Du wirst daher wohl thun, Dich auch mit dem nicht einzulassen, wenn ihr zusammen seid.“ Zum Schluß ein kurzes kaltes „Lebewohl und Vater und Mutter lassen grüßen.“

Ich habe keine Neigung, dem todten Feinde, wie hier vorgekommen, einen Tritt mit ins Grab zu geben, und so hoffe ich, daß der Betreffende bei Lebzeiten einige bessere und höhere Interessen kannte, als seine Fräulein Schwester, und daß er mehr an seiner Familie hing als diese. Andernfalls hätte man nur zu bedauern, daß die Welt in dem armen Jens einen hoffnungsvollen Butter- und Fettwaarenhändler eingebüßt hat, und das ist nicht viel, zumal die Schwester nach dem Briefe zu schließen, seine Stelle ausfüllen konnte.

Jenseits Büllschau auf dem Moor zur Linken der Chaussee noch mehr Todte und noch mehr weggeworfene Rappis und Tornister. Wir hatten indeß genug davon gesehen, um von Neuem auszustiegen.

In Flensburg wurde bei Döll eingekehrt, der seinen Gasthof voll preußische und östreichische Offiziere hatte, unter denen wir auch den Kronprinzen und den Prinzen Albrecht sahen. Der südliche Theil der Stadt war reichlich mit Fahnen geschmückt, im Norden wurden sie seltener und die nördlichsten Straßen, jenseits des Holm, hatten weder von Blaurothweiß, noch von Schwarzrothgold etwas wissen wollen. Wir fanden eine hübsche Wohnung gegenüber dem Ständehause, dessen dänische Inschrift. „Meth logh laud skall byggies“ (mit Gesetz soll das Land erbaut werden) uns, verglichen mit der Gewalttherrschaft und der fanatischen Willkür ohne Gleichen, welche die letzten Jahre hindurch

in Schleswig geherrscht, wie eine ungeheure Ironie voll Hohn in die Fenster sah. Das militärische Treiben in den Straßen glich dem in Schleswig, doch überwogen hier die preußischen Uniformen. Die Stimmung in der Stadt war, wie schon die Vertheilung der Fahnen zeigte, eine verschiedene. Man hatte auf dem einem Markt den Herzog Friedrich proclamirt, aber die Demonstration war ziemlich matt und schwächlich verlaufen, zum guten Theil wohl auch deshalb, weil die Preußen sie zu hindern gesucht hatten und weil man nicht sicher war, daß der kleine bözartige Polizeimeister Hammerich, der sich noch halb als Gebieter der Stadt geberdete, entfernt werden würde. Eine Versammlung der Deutschgesinnnten im Odeon, bei welcher die Führer dieser Partei, Dr. med. Lorenzen und Lehrer Hansen über ihre Audienz bei Wrangel berichteten, zeigte entschlossene und rührige Seelen in guter Anzahl. Dagegen verrieth ein Gespräch mit einem Kaufmann, bei dem wir die besten Cigarren in den Herzogthümern kauften, daß ein Theil der handeltreibenden Classe die Trennung von Dänemark für nicht wünschenswerth, weil für nicht profitabel hielt.

Hier wird die Befehung Schwierigkeiten haben, doch ist kein Zweifel, daß der gute Wille der Bevölkerung sich finden wird, wenn der gute Wille auf Seiten der Preußen nicht mehr so schweren Bedenken unterliegt, wie gegenwärtig. Denn immer sind es von den deutschen Bürgern nur einzelne, deren materielles Wohlbefinden sie nach den dänischen Inseln hinweist, und die können, meine ich, diesem Hinweis in Person folgen, wofern es unter der schleswig-holsteinischen Fahne durchaus nicht auszuhalten ist. Und sollten deren auch einige mehr sein, als man hier zugiebt, sollte Flensburg durch völlige Losreißung der Herzogthümer von Dänemark wesentliche Nachtheile erleiden, so wird man sich, meine ich ferner, darein schicken und sich die Schwesterstadt Schleswig zum Trost nehmen müssen, welche in den letzten Jahren mit Unrecht litt, während Flensburg mit Unrecht begünstigt wurde. „Heute mir, morgen dir,“ würde mein sprichwörterliebender Lieutenant von Fleckeby trösten, und „Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig,“ würde er vielleicht, in den Schatz seiner Weisheit greifend, hinzufügen.

An ein Weitergehen bis Rinkeniz, wo damals die preußischen Vorposten standen, war nicht zu denken. Man wollte im Lager keine Correspondenten für die Presse, ja man schien die, welche gut preußische Gesinnung mitbrachten, wie sich mit einem eclatanten Beispiele belegen ließe, am wenigsten haben zu wollen. Unter solchen Umständen zog sich verschmähte und sogar bedrohte Zuneigung zurück, kopfschüttelnd, betrübt, grollend über die Gegenwart, aber treu und voll Hoffnung auf bessere Zeit. Das leichtere und gesinnungslose Gefieder begab sich ins österreichische Lager und hat dort wohl oder übel das Lob der dortigen Gemüthlichen und Glänzenden gesungen.

Möge der Krieg — der Himmel verzeih's! — noch einige Zeit dauern.

Er wird der preußischen Armee mancherlei geben, was ihr mangelt, mancherlei abthun lehren, was weder ziert noch nützt. Er wird zugeknöpfte Herzen aufgehen lassen und zeigen, daß sie einen guten soliden Kern haben. Er wird die Bureaokratie im Heere auf das Nothwendigste beschränken, hier Junker zum Menschen machen, dort Gamaschenknöpfer und Exercierplatzpedanten auf das allein Praktische hinweisen. Auch das leichte Geschütz der Presse wird allmählig die ihm gebührende Beachtung neben Zündnadelflinten und gezognen Kanonen finden. Es ist mancherlei Gutes verrostet, mancher Vortheil noch unbenutzt, aber die Erfahrung wird lehren, die freiere Luft über Vorurtheile hinauswachsen lassen. So schwer Vieles zu bessern scheint, es muß uns doch gelingen, hier im Felde und daheim. Sela!

Das administrative Personal der österreichischen Armee.

3.

Es würde überhaupt schwer sein, nur die Namen aller seit den letzten zehn bis zwölf Jahren für verschiedene unbedeutende Dienstzweige neu errichteten Branchen in einem Athem herzusagen. Die Summen, welche diese nichtswürdigen Ländeleien bereits verschlungen haben, übersteigen fast alle Begriffe! — Sonderbar genug begehrt man bei einem großen Theile der Linientruppen gerade den entgegengesetzten Fehler. Denn dort möchte man am liebsten lauter Universalsoldaten heranbilden, die Artilleristen im Infanteriedienst, die Infanterie im Pionnierwesen und in der Geschützbedienung, und Kürassiere und Mineure im Jägerdienst unterrichten. Und so wie hier das Resultat keineswegs glänzend ist und Soldaten herangebildet werden, welche in gar keinem Fache gründlich geübt sind: so ist auch bei dem entgegengesetzten Verfahren, bei welchem für jeden einzelnen Dienstzweig, oder gar für jede einzelne Dienstverrichtung besondere Individuen verwendet werden sollen, wenig Gutes zu erwarten. In manchen Fällen, namentlich wo die Wissenschaften ins Spiel gezogen werden, würde die Sache wenigstens insofern einigen Sinn haben, als die Betreffenden sich mit allem Eifer und Erfolg auf einen Gegenstand verlegen und sich zu tüchtigen Specialisten heranbilden könnten. Dann aber müßte die Auswahl der Individuen eine sorgfältige sein und auf deren Neigung und Befähigung Rücksicht genommen werden, was aber leider nur in sehr unvollkommener Weise geschieht. Ist der zu besetzende